

den Francs an Steuern aufgebracht hätten, davon seien aber nur 1,5 Milliarden für den Straßenbau verwendet worden. Das übrige Geld sei zweckentfremdet worden. Dabei gehören die Franzosen zu den intensivsten Autofahrern der Welt. Es trifft ein Kraftwagen auf 5 Einwohner, in Deutschland einer auf 7.

UMSCHAU

Die Ainu – ein sterbendes Urvolk

Geistige Zustände können nicht nach Art von Fossilien konserviert werden; ein Volk, das nicht voranschreitet – sei es infolge angeborener Unfähigkeit oder kraft widriger äußerer Umstände, schreitet zurück. Macht nicht die Kindheit der Reife Platz, wird sie zum Infantilismus – und auch das ist eine Art Vergreisung. Es kann also kein heute noch lebendes Primitivvolk ursprüngliche Verhältnisse über Jahrtausende bewahrt haben – dies ist ein Einwand, den man gern Religionsgeschichtlern macht, welche sich um das Bild eines ältesten Glaubens bemühen und dabei auch die Reste der heute noch lebenden ethnologisch ältesten Völker befragen. Von Frazer beeindruckt wiederholt auch Henri de Lubac zu Beginn seiner Studie über den „Ursprung der Religion“¹ diesen Einwand.

Freilich bleibt es uns immer zweifelhaft, ob wir wirklich an anfängliche „Ur“-Zustände herankommen, ob nicht die wirklichen Ursprünge über das hinaus liegen, was wir noch faktisch in irgendwelchen Zeugnissen fassen können. Ein Zeitfluß von Hunderttausenden von Jahren scheint so gut wie unausgefüllt. An „Leere“ dieser langen Zeiträume setzt immer wieder die Kritik an. Sie erklärt mit dem obigen Einwand, daß der Geist keinen Stillstand kennt, daß es dem Geiste eigen ist, sich entwickeln zu müssen, weshalb auch heutige Naturvölker mit primitivsten Kulturen nicht Zeugen des Urmenschen sein könnten. Ein Stehenbleiben auf ein und demselben Stande für lange Zeiträume sei unmöglich.

Indes sind gegen diesen Einwand wesentliche Bedenken anzumelden: Zunächst einmal dürfen wir nicht das Tempo unseres heutigen Fortschreitens auf die frühe Menschheit übertragen. Jede Zunahme an Technisierung bringt mit sich auch eine Beschleunigung des Fortschritts tempos. Am Beginn der Menschheitsentwicklung muß dieses Tempo ganz langsam gewesen sein. Ein Beleg dafür sind die sich durch Jahrhunderttausende hindurch ziehenden Traditionen handwerklicher Schulen. Das, obwohl der Technik naturgemäß das Bestreben nach Vorwärts, Verbesserung, Erfahrungsansammlung und Erfahrungsauswertung innewohnt. Selbst auf dem Gebiete des Technischen überwiegt in der Werkzeugherstellung des Altpaläolithikers die bewahrende Macht über die ganz schwache Tendenz zum Fortschritt. Schon von hier aus gesehen sind bei sehr langen Zeiträumen der frühen Menschheit keine umwälzenden Wandlungen weder evolutiver noch revolutionärer Art zu erwarten.

Wohnt der technischen Kultur sachnotwendig die Tendenz nach vorn, zum Fortschritt inne, so ist es bei der sittlich-religiösen Kultur anders. Der archaischen religiösen Haltung ist der Wille der Rückbeugung zum Ursprung hin eigen. Im Ursprung – man denke nur an die beherrschende Stellung des Stammvatergedankens – wird das Urbildliche gesucht, mit dem sich der archaische Mensch identifiziert, dessen urbildliches Tun er in seinem eigenen Handeln nachvollziehen will. Diese erhaltende konservierende Tendenz ist keineswegs ein Zeichen geistiger Schwäche, eines Nichtanders-könnens, einer Vergreisung, vielmehr ist sie ausgesprochen menschlich aktive Haltung, in

¹ Vgl. Henri de Lubac, *Der Ursprung der Religion*, in: Bivort-Hüttenbügel, GOTT – MENSCH – UNIVERSUM. Graz 1963, 506 f.

der der Wille zum Bewahren und Erhalten des Vergangenen, zum Treu-Bleiben gegenüber dem Ur-Alten führend ist. Die Ehrfurcht vor dem heilig gehaltenen Ursprung muß – wie wir aus sehr aufschlußreichen Zeugnissen entnehmen können – von der Frühzeit an eine so stark bindende Macht gewesen sein, wie wir es uns heute bei unserer sprichwörtlichen Zersetzung der Traditionen kaum noch vorstellen können. Nur Forscher, die einmal in eine lebendige Beziehung zu solchen Haltungen bei primitiven Kulturen getreten sind, vermögen die bewahrende Macht solcher Tradition einzuschätzen. Sie wissen auch, daß sich hierbei keineswegs eine geistige Erstarrung und Fossilierung auswirkt, sondern eine eigenwillige Kraft geistiger Art, die in bewußter Treue das Alte erhält und neuerungssüchtige Eigenwilligkeit verfehmt. Solche Forscher berichten auch, daß bei Naturvölkern, die die alten Traditionen verfallen lassen, unweigerlich Verfall, Degeneration und Untergang Einzug halten. Die konservierende Macht archaischer Religion stellt also eine aktive Wirkkraft dar, welche Völker durchdringt und sie am Leben erhält. Damit braucht nicht abgestritten zu werden, daß sich mit der Zeit in den Mythen Variationen um die Grundthematika ausbildeten.

Ein überaus sprechender Beleg für die formende Macht der Tradition in der ältesten uns bekannten Kultur bietet uns das Volk der Ainu, das eben am Aussterben ist, und das – so können wir sagen – gerade an seiner Treue zur alten Tradition stirbt. Die Ainu leben im höchsten Norden Japans. Seit Jahrzehnten wirkt dort als Missionar der deutsche Franziskaner P. Gerhard Huber. Auf seinen Missionsfahrten durch Hokkaido und Süd-Sachalin kam er ständig mit den Ainu in Berührung. Er gilt als einer der besten Kenner des aussterbenden Volks, was schon aus der Tatsache erhellt, daß er von der Kaiserlichen Universität in Hokkaido gebeten wurde, am „Institut für nordische Kulturen“ Vorlesungen über die Ainu zu übernehmen. Aus seiner Feder stammen Be-

richte, die kürzlich veröffentlicht wurden und die es verdienen, daß sie einem weiten Kreis bekannt werden²; denn die Berichte sind nicht Ergebnis eines flüchtigen Besuches. Vielmehr merkt man ihnen an, daß der Autor dem sterbenden Volke viel Zeit geopfert und es ausgiebig studiert hat.

Wer sind die Ainu? Das Wort selbst gibt noch keinen Aufschluß, denn es besagt einfach „Mensch“ im Gegensatz zu „Tier“. Jedenfalls sind die Ainu keine Mongolen, sondern Abspaltung einer kaukasischen Rasse. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts dürfte die Zahl der Ainu auf der Insel Hokkaido etwa 200 000 betragen haben. Um 1850 war ihre Zahl schon auf 20 000 abgesunken. Reinrassige Ainu gibt es nach der Schätzung von P. Huber heute nur noch drei bis viertausend.

Während die Mongolen spärlich behaart sind, sind die Ainu wahre „Haarmenschen“. „Wer zum ersten Male einen reinrassigen Ainu zu Gesicht bekommt, könnte erschrecken vor dieser wilden Gestalt mit dem üppigen, nachtschwarzen Haupthaare und dem langen, oft bis zum Gürtel reichenden Bart. Das Aussehen ist imponierend, der Körperbau kräftig, die braunen, großen Augen, die in tiefen Höhlen liegen und von buschigen Brauen überschattet sind, haben einen eigenartigen Glanz, die Nase ist breit und groß, der Gesichtsausdruck aber im allgemeinen friedlich und milde. Die Frauen fallen durch eine blau-schwarze Tätowierung auf Unter- und Oberlippe auf, die wie ein großer Schnurrbart aussieht. Auch Hände und Arme sind tätowiert“ (Huber S. 5).

Es ist P. Gerhard Huber nicht zu verdenken, wenn er an seine Wirksamkeit unter den Ainu mit dem Ehrgeiz herantrat, das zu erreichen, was seinen Vorgängern aller emsigen Bemühung zum Trotz nicht gelungen war: die Ainu zum Christentum zu bekehren. Er berichtet von dem Abschied eines neunzigjährigen anglikanischen Missionares, der unter Aufbietung aller seiner Kräfte für die Bekehrung der Ainu gearbeitet hatte und am Schluß mit Tränen in den Augen bekennen mußte: „In vanum laboravi“ (2). Auch ihm sollte es nicht anders ergehen. Trotz dieses Mißerfolges als Missionar hat er das

² P. Gerhard Huber OFM, Die Ainu – Ein Volk im Untergang. Fulda: Verlag Kloster Frauenberg 1964. 123 S.

Studium des Volkes nicht aufgegeben, sondern durch Jahrzehnte fortgesetzt. Eben der missionarische Mißerfolg mit dem trotzdem fortgesetzten Studium bietet Gewähr dafür, daß die Berichte nicht – wie man oft mißtrauisch wittert – missionarisch entstellt und apologetisch gefärbt sind.

Wenn das ehemals so stolze uralte Jägervolk der Ainu heute am Aussterben ist, so hat daran zwar Anteil eine starke Dezimierung des Volkes durch Seuchen in den letzten Jahrhunderten. Aber das ist nicht der eigentliche Grund für den Untergang. Er liegt vielmehr in der Tatsache, daß dieses Volk mit außerordentlicher Zähigkeit an seiner uralten hergebrachten Lebensform hängt und es grundsätzlich ablehnt sich umzustellen. Ihre Jagdgründe werden ihnen genommen; die Wälder sinken unter den Axthieben der Japaner zusammen. Nur widerwillig lassen sie sich dazu her, den Boden zu bebauen. Sie verachten die neue „Geld“-Zivilisation. So ist bittere Armut ihr unabänderliches Los. Selbst der demütigende Niedergang, das entmutigende Gefühl, zum Aussterben verurteilt zu sein, hat sie nicht ganz entwürdigt. Sie sind friedfertig und freundlich, ehrlich und zuverlässig und trotz ihrer erbarmenswerten Armut keineswegs zum Diebstahl geneigt.

Neben Rassenfremdheit und strenger Abgeschlossenheit von anderen Völkergruppen bildete die Religion der Ainu, identisch mit Sitte und Brauchtum, den stärksten Schutz für die Reinerhaltung der Rasse. „Die Religion war so tief mit dem täglichen Leben verwurzelt und die Götter hatten so enge Beziehungen zu allen Betätigungen in Familie und Sippe, daß ein eigenwilliges Handeln einfach unmöglich war. Es gibt nicht einmal ein Wort für Religion in der Ainusprache, sondern alles wird unter dem Sammelbegriff ‚Ainu-puri‘, d. i. ‚Ainu-Brauchtum‘ zusammengefaßt. Gut ist alles, was der Sippengemeinschaft nützt, schlecht ist alles, was ihr schadet. Schützer und Hüter des ‚Ainu-puri‘ sind die Götter und Ahnen. Der einzelne Mensch bestimmt nicht nach freiem Ermessen sein Denken und Handeln. Die Götter und Ahnen rächen jede Störung der Ordnung. Selbst heute noch halten die Ainu mit Zähigkeit an

der alten Anschauung fest, daß alles in ihrem täglichen Leben von den Göttern kommt und daß darum die alten Sitten und Gewohnheiten bis in ihre kleinsten Einzelheiten aufs strengste beobachtet werden müssen. Das von den Göttern den Ahnen mitgeteilte ‚Ainu-puri‘ darf auf keinen Fall aus persönlicher Bequemlichkeit oder irgendeinem anderen Grunde verändert, vermindert oder gar abgeschüttelt werden. Wenn dies einer wagen sollte, so würde ihn sicher der Zorn der Götter und Ahnen treffen und schwerste Strafe über ihn kommen. Und diese Rache und Strafe der Götter werde sich nicht nur allein auf den Frevler beschränken, sondern über die ganze Verwandtschaft, den ganzen Ort, ja, die ganze Sippe herabkommen“ (5 f.).

Fast alle Lebensäußerungen der Ainu sind von Gebeten und Zeremonien begleitet; sie werden mit großer Würdigkeit und Feierlichkeit verrichtet. Mit strenger Sorgfalt achten die Ältesten des Volkes darauf, daß die alte Tradition in allen Einzelheiten eingehalten wird. Ein Fehler bei einer Feier wird von den Ältesten sofort gerügt und korrigiert. Von der religiösen Betätigung der Ainu berichtet Gerhard Huber: „Während meines langjährigen Aufenthaltes im Lande der Ainu hatte ich oft Gelegenheit, das Volk bei seinen religiösen Feiern zu beobachten. Und ich habe mich immer nur erbaut an der wahrhaft edlen Würde und Ehrfurcht, die dabei zum Ausdruck kam, so daß ich gerne manches nach unserem Empfinden Naive und Lächerliche übersah. Ich werde niemals dem Urteile so mancher oberflächlicher Berichterstatter zustimmen, die behaupten, daß die Ainu nicht viel über den tierischen Zustand hinausragten und von einer transzendenten Welt nur eine sehr vage Vorstellung hätten. Der flüchtige, erste Eindruck freilich, den man von den Ainu bekommen mag, liegt in dieser Richtung, und es bedarf erst langer und tiefer Einfühlung und einer gewissen Zurückdämmung der eigenen Geisteshaltung auf ein natürlicheres Niveau, um das tiefere Wesen dieses eigenartigen Völkchens in etwa verstehen zu können“ (95).

Ihre Tradition führen die Ainu auf einen Gottgesandten zurück. Oina-kamui ist im Le-

ben der Ainu von höchster Bedeutung. „Er nimmt eine einzigartige Stellung ein zwischen Menschenwelt und Götterwelt, ist nicht ganz Mensch und nicht ganz Gott. Er gilt als die höchste Autorität in allen Dingen des privaten und religiösen Lebens, wird aber nicht durch Gebete und Gaben verehrt. Er hat im Auftrage des Schöpfergottes die Menschenwelt eingerichtet, die Menschen erschaffen und sie alles gelehrt, was zum Leben notwendig ist. Er ist der große Lehrer voll Weisheit und Kraft. Er ging dann nach Erfüllung seiner Aufgabe wieder von dieser Erde ins Götterland zurück, ohne etwas von seiner mystischen Erscheinung zu hinterlassen als eine zähe und unabänderliche Tradition, mit der dieses Wesen identifiziert wird. Sein Name ist daher Ae-oïna, d. i. ‚unsere Tradition‘ oder Oïna-kamui, d. i. ‚göttliche Tradition‘“ (70 f.).

Was uns schnellebigen Menschen von heute unmöglich erscheint, haben die Ainu vollbracht: Mit Zähigkeit haben sie über viele Jahrtausende uralte religiöse Gebräuche bewahrt, – wobei abschätzbare Wertungen wie „Infantilismus“ und „Vergreisung“ völlig unangebracht sind –, so daß wir von diesen Bräuchen aus in der Lage sind, die ältesten religiösen Dokumente der Menschheit, die uns der Neandertaler aus dem Paläolithikum (Altsteinzeit) hinterlassen hat, zu deuten. Wie ich in meiner Schrift „Der Glaube des Urmenschen“ (Dalp-Taschenbücher Nr. 361) ausgeführt habe, stellen die ältesten Steinbauten der Menschheit, die wir kennen, die Steinkisten in dem „Drachenloch“ der Ostschweizer Alpen zugleich das älteste Dokument eines religiösen Kultes dar. Nach Messung mittels der Radio-Karbon-Methode ist die Asche in der Kiste des Aufbewahrfeuers mindestens 50 000 Jahre alt. Wahrscheinlich ist sie noch wesentlich älter. Schätzungen schwanken zwischen 70 000 bis 140 000. Offensichtlich hatte der Neandertaler intentionelle Beisetzungen unverletzter Bärenschädel und Langknochen vorgenommen, sowie in einem besonderen Raum sich eine Art Sacrum geschaffen. Erst durch Vergleich dieser Funde mit dem zäh bewahrten Bärenkult der ältesten Jägervölker der Erde war es möglich, die Funde aus dem

Paläolithikum zum Sprechen zu bringen. Zu ihnen zählen die Ainu.

Noch immer herrscht auf der nördlichsten Insel Japans der „Meister der Wälder“, freilich nicht mehr der heute ausgestorbene riesenhafte Höhlenbär (*Ursus spelaeus*), sondern der kleinere Braunbär (*Ursus arctos*). Selbst heute noch, da die Eisenbahn fauchend durch fast alle größeren Täler Hokkaidos fährt, lebt Meister Petz in den Wäldern, aus denen er oft genug ausbricht, das Vieh erschlägt und verschleppt und zuweilen auch den Menschen schlägt. Jährlich werden auf Hokkaido noch gegen 300 Bären erlegt. Nach amtlichen Feststellungen wurden in den letzten dreißig Jahren 103 Menschen von Bären getötet und 227 verwundet.

P. Gerhard Huber hat mehr als zehnmal persönlich an dem kultischen Bärenfest teilgenommen und dürfte damit der letzte wichtige Zeuge dieses inzwischen wohl schon untergegangenen Brauches sein. Das Bärenfest ist das größte Fest der Ainu, an dem die ganze Siedlung teilnimmt. Drei Tage hindurch ruht die Arbeit, Freude und Ausgelassenheit herrscht. Beim Bärenfest wird ein Bär, der als Jungtier bei einer Jagd eingefangen und sorgfältig großgezogen ist, geschlachtet und verzehrt. Das Ganze aber ist eingerahmt von einer Menge von Zeremonien und Gebeten. Die Tötung des Bären gilt als „Sendung“, das heißt Rücksendung in das Reich, aus dem der Bär gekommen ist. Mit großer Höflichkeit behandelt man den noch lebenden wie den getöteten Bär, um ihn geneigt zu machen, in neuer Gestalt wiederzukehren.

Es ist strittig, ob man beim Bärenfest von einem eigentlichen „Opfer“ sprechen kann. Es ist jedenfalls richtiger, wie es heute viele Ethnologen und Paläontologen tun, von einem „Bärenkult“ zu sprechen. Ausdrücklich erklärt P. Gerhard Huber, daß es sich beim Bärenfest um keine Opfer handelt. „Den Begriff des Opfers im theologischen Sinne kennen die Ainu überhaupt nicht; alles ist ‚Sendung‘. Das ist auch klar ersichtlich aus den Gebeten, die beim Bärenfest verrichtet werden. Sie gipfeln alle in dem einen Gedanken, der den Bären viele Male

vorgesagt wird: „Nun kehre heim ins Land der Götter; wir senden jetzt deinen Geist zurück.“ Und sie wünschen ihm Glück zu dieser „Heimkehr“ (47).

Indes spricht manches dafür, daß sich der Bärenkult der Ainu und anderer Völker aus einem ursprünglichen Opfer entwickelt hat und daß auch das Aufstecken des Bärenschädels auf einer Astgabel am heiligen Zaun, wo er stehen bleibt, bis er zerfällt, Rest eines eigentlichen Opfers ist. Jedenfalls scheint der Neandertaler bei seinen Beisetzungen im Drachenloch und anderswo zunächst ein Opfer gemeint zu haben, woraus sich dann der Kult des Bärenfestes entwickelt haben dürfte.

Die Ainu haben keine Berufs-Priester. Vielmehr gilt jeder Familienvater als Priester seiner Familie. Er hat die Gebete zu sprechen. Im allgemeinen ist es sogar der Frau nicht erlaubt, direkt Gebete an die Gottheit zu richten. Wenn Fremde zu Naturvölkern, wie es die Ainu sind, kommen, sind die Angehörigen eines solchen Volkes bei Fragen, die die Religion betreffen, sehr reserviert und mißtrauisch und machen wohl gelegentlich – wenn sie zu arg bedrängt werden – absichtlich falsche Angaben. Erst lange Freundschaft löst das Mißtrauen und macht sie bereit, Einzelheiten ihrer religiösen Lehren und Gebräuche mitzuteilen. Diese sind keineswegs „primitiv“ im Sinne von unausgeformten Ansätzen. Vielmehr haben sie ein weithin ausgesponnenes Weltbild mit oft sehr tief sinnigen Vorstellungen.

Nach dem Glauben der Ainu haben die Menschen nach dem Tode eine bewußte persönliche Existenz. Sie leben ähnlich wie auf dieser Erde, doch ohne Mühsal und Tod. Der sterbende Ainu hofft, nach seinem Tode wieder mit seinen Verfahren vereinigt zu werden. Die Verstorbenen zu vergessen gilt als schlimme Sünde, die schwere Folgen nach sich zieht. Wenn sich die Ainu Symbole von Göttlichem machen, so wechseln sie doch niemals das Symbol mit dem Symbolisierten. Sie sind also keineswegs „Fetischanbieter“.

Es ist beachtlich, daß P. Gerhard Huber aus guter Kenntnis der Ainu-Religion den Schluß auf eine Ur-Offenbarung im Sinne von P. Wil-

helm Schmidt wagt, ein Schluß, den heute auch christliche Religionsforscher im allgemeinen als zu gewagt ablehnen. Woher kommen – so fragt sich Huber – „so manche überraschende Ähnlichkeiten mit unserem christlichen Glaubensgute?“ (99). Er erteilt auf die Frage folgende Antwort: „Auch in der Ainureligion finden wir versprengte Bruchteile der Urwahrheit, wie z. B. den Glauben an Gott den Schöpfer und Erhalter der Welt, die Existenz und das Weiterleben der Seele, die Unterscheidung von Gut und Böses mit Lohn und Strafe, den Begriff des Jenseits, den Kultus mit Gebet und Gaben. Das alles sind Dinge, die der Nachforschung wert sind und denen auch der Missionar sein Interesse zuwenden soll. Es kann doch nicht bloßer Zufall sein, daß die so weit abgelegene und abgeschlossene Volksgruppe der Ainu die wesentlichen Elemente der Religion in so klarer Form aus sich allein gebildet hat. Und wenn wir wissen, mit welcher Zähigkeit die Ainu an ihrer alten Tradition festhielten und sich gegen jeden Einfluß von außen abschlossen, fußend auf den Glauben, daß ihnen ihre Religion und ihre Lebensform von Gott geoffenbart und geboten seien, so können wir doch wohl annehmen, daß sie diese gemeinsamen Elemente der Religion irgendwo und irgendwann aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft haben müssen, noch ehe es nötig war, sich gegen fremde Einflüsse zu wehren und abzuschließen“ (99). Dieser Schluß, von einem Mann vollzogen, der als bester Fachmann gilt und unter dem unmittelbaren Eindruck jahrzehntelanger Kenntnis dieses aussterbenden uralten Jägervolkes der Ainu steht, sollte auch denen zu denken geben, welche ihre Kenntnis nur aus zweiter Hand haben und deshalb viel eher zu Skepsis und Kritik neigen, die zu weit gehen.

Wie wir erfahren, ist die in unserem Aufsatz besprochene Veröffentlichung von P. Gerhard Huber nur ein vorläufiger Bericht, dem eine große Fülle von gesammeltem Material zugrunde liegt. Es wäre zu wünschen, daß dem Autor noch Kraft und Gesundheit geschenkt würden, seine für die Wissenschaft so wertvollen Materialien zu veröffentlichen.

Georg Siegmund